

Die Stille nach dem Schock

Auch diese Geschichten gehören zu den Olympischen Spielen: Vier Jahre lang haben die Athleten für ihr sportliches Ziel trainiert, gekämpft und getüftelt. Sie haben sich in Disziplin und Verzicht geübt, Entbehrungen ertragen und Zweifel ausgeräumt. Dann haben sie doch verloren. Die französische Schwimmerin Laure Manaudou dachte sogleich an Rücktritt, andere sind erst einmal fassungslos. Über die Niederlagen und was sie bedeuten.



Kokon aus Baumwolle: Für den gefallenen Schwimmstar Laure Manaudou wird das Handtuch zum Rückzugsgebiet.

Foto pixathlon

Die Manaudou – nur noch eine von vielen

Nach vielen Irrfahrten ist der französische Schwimmstar ganz unten angelangt

FRANKFURT. Die deutlichsten Worte für das, was geschehen war, fand Philippe Lucas. Er ist zwar schon seit einem guten Jahr nicht mehr Trainer von Laure Manaudou, aber er wird nach wie vor gerne gefragt, wenn es um die französische Vorzeigschwimmerin geht. Vielleicht, weil man ihm zugestehet, sie nach sieben Jahren gemeinsamen Trainings so gut zu kennen wie nur wenige andere. Vielleicht auch, weil der Mann mit der blonden Mähne, den Tätowierungen und den silbernen Kettchen am Arm immer ein bisschen so aussieht, als wäre er sich für eine klare Ansage nicht zu schade. So kam es: „Sie war die Manaudou – besser als alle anderen“, sagte Lucas nach ihrem ersten Auftritt im Water Cube. „Jetzt ist sie wieder eine Schwimmerin von vielen.“

Laure Manaudou hatte ihr erstes Finale der Olympischen Spiele als Achte beendet. Über die 400 Meter Freistil, über die sie vor vier Jahren in Athen als Siebzehnjährige die Goldmedaille gewonnen hatte, schlug sie nach 4:11,26 Minuten an. Ihr Rückstand auf die Erste, Rebecca Adlington aus Großbritannien, betrug mehr als acht Sekunden. Einen Tag später landete Laure Manaudou auf Platz sieben im Finale über 100 Meter Rücken, über die sie in Athen die Silbermedaille geholt hatte. Und als sie danach mit einem weißen Handtuch über dem Kopf und in Tränen das Schwimmstadion verließ, da rästelten alle, ob sie über ihre letzte Einzelstrecke, die 200 Meter Rücken, überhaupt antreten würde. „Ich weiß nicht, ob es sich noch lohnt weiterzumachen und ob ich noch Lust habe zu schwimmen“, sagte sie dem französischen Fernsehen. Sie tat es doch und schied im Halbfinale wieder als Achte aus. Ihren letzten geplanten Start in den Reihen der 4 x 100-Meter-Lagenstaffel sagte sie schließlich ab.

Tags darauf schrieb die französische Tageszeitung „Le Monde“ von dem „angekündigten Untergang“ der Manaudou. Mit einem Mal hatten die Experten ihn doch kommen sehen, und es war wieder an Philippe Lucas, der französischen Öffentlichkeit mit einem deutlichen Wort den Spiegel vorzuhalten. „Nur die Traumtänzer, die nichts von der Wirklichkeit des Leistungssports verstehen, haben die Hoffnung die ganze Zeit am Leben gehalten. Mit der Manaudou lässt sich gut verdienen – deswegen musste man an sie glauben.“ Laure Manaudou war die erste Schwimmerin seit 52 Jahren, die für Frankreich eine Goldmedaille bei Olympischen Spielen gewann. Sie machte eine Sportart wieder attraktiv, die mangels erfolgreicher und ausdrucksstarker Athleten viele Jahre ein Schattendasein gefristet hatte. Mit 14 Jahren hatte Laure Manaudou ihr Elternhaus in der Nähe von

Lyon verlassen, um in dem 400 Kilometer entfernten Ort Melun mit Philippe Lucas zu trainieren. Sie wurde französische Meisterin, Europameisterin, Weltmeisterin und Olympiasiegerin. Sie verbesserte die Weltrekorde über 200 und 400 Meter Freistil. Sie war der Star des französischen Schwimmsports – sie war schön, tätowiert und ein bisschen unnahbar.

Im Mai 2007 war auf einmal alles vorbei. Heute sagt sie, sie bereue es nicht, ihren Trainer Lucas damals verlassen zu haben. „Manchmal fehlt er mir. Wenn ich Bilder von uns sehe, das berührt mich.“

ber des vergangenen Jahres Nacktfotos von ihr im Internet auftauchten.

Von allem, was ihr widerfahren sei, habe sie dies am meisten verletzt, sagte sie später. „Es war, als würde man mich vergewaltigen.“ Frankreich schäumte: Der französische Staatsminister für Sport nannte den Akt „feige und skandalös“, der Vater rief „Verrat“, und die französische Presse vermutete den Italiener Luca Marin hinter der Tat. Der bestritt die Vorwürfe, machte sich aber nur noch verächtlicher, als er kurze Zeit später mit der italienischen Schwimmerin Federica Pel-



Trauerarbeit auf der Planche: Die Tunesierin Aza Besbes lässt ihren Tränen freien Lauf.

Foto AP

Aber ihren Entschluss, Frankreich den Rücken zu kehren und in einem Schwimmverein der Stadt Turin anzuhängen, hat sie stets verteidigt. Was der Auslöser für diese Entscheidung war, darüber gibt es unterschiedliche Ansichten.

Philippe Lucas behauptete, sie sei nach Italien geflohen, um weniger trainieren zu müssen. Ihr Vater aber sagte, seine Tochter habe einfach geglaubt, in Turin die Liebe ihres Lebens gefunden zu haben. Anderthalb Jahre lang war Laure Manaudou mit dem italienischen Schwimmer Luca Marin zusammen, drei Monate lebte sie bei ihm, bis der Verein in Turin sie angeblich aus disziplinarischen Gründen rauswarf. Laure Manaudou und ihr Freund trennten sich, sie kehrte nach Frankreich zurück, trainierte erst bei ihrem Bruder und schließlich bei Lionel Horter in Mulhouse. Der vorläufige Tiefpunkt ihrer Irrfahrt aber war erst erreicht, als im Dezem-

ber des vergangenen Jahres Nacktfotos von ihr im Internet auftauchten.

ber des vergangenen Jahres Nacktfotos von ihr im Internet auftauchten. Von allem, was ihr widerfahren sei, habe sie dies am meisten verletzt, sagte sie später. „Es war, als würde man mich vergewaltigen.“ Frankreich schäumte: Der französische Staatsminister für Sport nannte den Akt „feige und skandalös“, der Vater rief „Verrat“, und die französische Presse vermutete den Italiener Luca Marin hinter der Tat. Der bestritt die Vorwürfe, machte sich aber nur noch verächtlicher, als er kurze Zeit später mit der italienischen Schwimmerin Federica Pel-

„Leistungssportler resignieren nicht“

Die ehemalige Tennisspielerin und Sportpsychologin Eva Pfaff über das Verlieren

Frau Pfaff, Sie waren eine internationale erfolgreiche Tennisspielerin. Ihre beste Platzierung in der Weltrangliste war Rang 17. Haben Sie in Ihrem Sportlerleben einmal eine Niederlage erlebt, die Sie sich niemals verziehen haben?

Ich habe mir eigentlich alle Niederlagen verziehen, auch wenn manch vergebener Matchball bei einem großen Turnier noch immer im Gedächtnis ist. Ich war in meinem Leben nicht darauf vorbereitet, Leistungssportlerin zu werden. Das war ein Vorteil. Ich habe nach dem Abitur beschlossen, es einmal im Tennis zu probie-

ren, und meine Erwartungen waren entsprechend gering. Je weiter ich kam, desto mehr habe ich mich gefreut. Aber umgekehrt hat mich nicht jede Niederlage umgehauen. Bei Sportlern, die jahrelang trainieren, bis sie ein bestimmtes Niveau erreicht haben, dürfte das anders sein.

Manchen Sportler hat so ein unfreiwilliger Rücktritt aus der Bahn geworfen.

Sicher, aber eigentlich geschieht so etwas selten. Im Allgemeinen folgt auch auf einen unfreiwilligen Rücktritt eine Neu- und Umorientierung. Leistungssportler resignieren nicht. Sie sind motiviert und bleiben in anderen Bereichen des Lebens stabil. Im sportlichen Alltag geht es ja täglich darum, Hindernisse zu überwinden

nächst ein Schock. Aber es birgt insofern etwas Gutes, als die Erwartungen aller wieder sinken.

Die Niederlage bringt also langfristig Erleichterung?

Ja, das könnte man sagen. Sie kann einen Neustart zur Folge haben. Der äußere und innere Druck, der auf dem Sportler lastet, verändert sich, manchmal engagiert der Athlet einen neuen Trainer oder probiert andere Trainingsmethoden aus. Das Verlieren hat etwas Reinigendes, es kann wie ein Weckruf wirken.

Vor diesen Olympischen Spielen haben nahezu alle deutschen Athleten gesagt, sie wollten nach Peking fahren, um eine Medaille zu gewinnen. Manche sind weit hinter diesem Ziel zurückgeblieben. Haben sie die Gefahr des Scheiterns unterschätzt?

Man muss unterscheiden zwischen dem emotionalen Erleben der Athleten und der rationalen Einschätzung ihrer eigenen Fähigkeiten. Es ist verständlich, dass sich jeder eine Medaille wünscht. Aber gleichzeitig wissen die Athleten natürlich auch um die Qualitäten der Konkurrenz und ihre Leistungsfähigkeit im Vergleich zu den Gegnern. Je mehr sich ein Athlet mit seinem Sport identifiziert und sein Leben danach ausrichtet, desto gravierender und emotionaler wird die Enttäuschung nach der Niederlage sein.

Birgt diese alleinige Identifikation nicht ein großes Risiko für das weitere Leben als Sportler?

Ja, aber Risiko ist Teil des Leistungssports. Junge Menschen, die sich dafür entscheiden, im Sport an ihre Grenzen zu gehen, begeben sich auf eine Gratwanderung. Nicht zuletzt darin liegt ja für den Zuschauer der Reiz. Und eigentlich auch die Verpflichtung, sich für die Verlierer gleichfalls zu interessieren.

Einige wenige Athleten minimieren das Risiko, indem sie sich ein vom Sport unabhängiges Leben aufzubauen versuchen. Gleichzeitig ist der Sport so professionell geworden, dass es immer schwieriger werden dürfte, ein hohes Leistungsniveau mit einem Beruf oder einer Ausbildung zu verbinden. Was ist zu tun?

Stimmt, aber es ist nicht unmöglich. In manchen Disziplinen wie zum Beispiel Rudern, Hockey und Schwimmen gibt es Athleten, die mehrmals täglich trainieren und trotzdem ein Studium durchziehen. Aber der Druck wächst, und die internationale Konkurrenz wird stärker. Wenn man sich der nicht stellt – wie man den deutschen Schwimmern vorgeworfen hat – wird es schwieriger, den Anschluss an das Niveau der Weltspitze zu halten.

Die Fragen stellte Lena Bopp.



Einsames Leid: Der französische Hürdensprinter Ladji Doucouré Foto AFP



Kollektive Pein: Die italienischen Wasserballspielerinnen sind fassungslos. Foto Reuters



Unertäglicher Schmerz: Boxer Alexis Vastine ist untröstlich. Foto AP